

Ich durfte sie begleiten auf ihrem langen kurzen Weg

Reflexionen über ein Freiwilligenjahr in Israel mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste



Ein kurzer Weg, nur wenige Schritte durch eine dämmerige Halle, doch Dina hat Jahrzehnte gebraucht, um ihn zu gehen. Als sie an der Reihe ist und ans Rednerpult tritt, fängt sie an zu erzählen. Eine Geschichte vom Überleben, von einer späten Flucht und vom Zurücklassen. Ihre Geschichte und vor allem die Geschichte ihres Vaters. Während sie spricht, hält sie drei weiße Rosen und sein Foto in der linken Hand. Eines der wenigen, die sie überhaupt von ihm hat. Ein junger Vater, der seine Tochter mit einem Lächeln auf dem Arm trägt. Ein Bild aus glücklichen

Tagen, noch bevor der antisemitische Wahn der Deutschen auch diese Familie zerriss. Sie selbst entkommt spät aus Berlin. Ihre Mutter und Tante bekommen über einen Freund der Familie ein Visum für Shanghai. Sie flüchten über den halben Erdball, fahren einen Teil der Strecke mit der Transsibirischen Eisenbahn. Nur einer ist nicht dabei: ihr Vater. Er bleibt zurück in Berlin, will seine Eltern, die der Reise nicht mehr gewachsen sind, nicht im Stich lassen. Niemand weiß, was aus ihnen geworden ist. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie deportiert

und ermordet worden sind, ist hoch. Doch niemand kann das endgültig bestätigen. Das lässt Raum für einen Funken Hoffnung, den Dina ein Leben lang mit sich herumträgt. Eine Hoffnung, die belastet. Hat er überlebt? Wenn ja, hat er versucht, mich zu finden? Wenn nein, wo ist er gestorben? Ein stummes Fragenkarussell, das von der Ungewissheit immer wieder angeschoben wird.

Es ist das erste Mal, dass sie hier in Yad Vashem am Shoa-Gedenktage in Israel spricht. Jeder hat an diesem Tag die Möglichkeit, in der Halle der Erinnerung seinen ermordeten Familienangehörigen zu gedenken, für sie zu beten, kurz von ihnen zu erzählen. Für sie ist es ein lange vor sich her geschobener Schritt. Bedeutet er doch auch, den Funken erlöschen zu lassen. Ein Zugeständnis an alle Wahrscheinlichkeiten. Als sie aus der Halle wieder in die Sonne tritt, wirkt sie erleichtert. Die weißen Rosen trägt sie noch immer in der Hand. Zu welchen der Namen der Vernichtungs- und Konzentrationslager, die in den Boden der Halle eingelassen sind und neben denen schon so viele Rosen liegen, hätte sie sie auch legen sollen? Manche Fragen bleiben für immer offen, andere hat sie an diesem besonderen Tag für sich selbst beantwortet.

Ich durfte Dina begleiten auf diesem langen kurzen Weg und hinter ihr stehen, sie buchstäblich stützen, als sie ihre Geschichte erstmals an diesem Ort erzählte, für mich war es der vielleicht bewegendste Moment in diesem Jahr meines Freiwilligendienstes in Israel. Wenn man will, kann man darin viel Symbolik erkennen. Ausgerechnet ein junger Mensch aus dem Land der Täter, dessen Großväter in einem Krieg kämpften, der das Morden am Laufen hielt, steht in diesem Moment hinter einer Überlebenden, als sie zum ersten Mal öffentlich an ihren Vater als Opfer des Holocaust gedenkt. Diese vermutete Symbolik ist aber immer auch Projektion eines deutschen Bedürfnisses nach Versöhnung. Für sie war ich mehr als junger Freund dort, weniger als junger Deutscher. Aber das man der unfreiwilligen, überindividuellen Zuordnung nicht entkommt, geradezu auf sie zurückgeworfen wird, ist eine der ersten und nachdrücklichsten Erfahrungen, die ich in Israel gemacht habe. Oft eine paradoxe Situation. Man repräsentiert plötzlich gerade das, wogegen die eigene Aversion sich richtet; eine Aversion, die doch meine Motivationsquelle war, überhaupt erst nach Israel zu gehen. Identität hat einen anderen Stellenwert in diesem Land.

Den Luxus, sich die Gewichtung der einzelnen Versatzstücke selbst auszusuchen, haben die Menschen dort viel weniger als wir hier.

Dina war eine von drei älteren Damen, die ich in meinem Jahr mit der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Jerusalem besuchen durfte. Vermittelt über Amcha, einer Organisation zur psychologischen Betreuung von Shoa-Überlebenden und der zweiten Generation. Das zentrale Engagement von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Israel. Eine unglaublich bereichernde und schöne Arbeit. Ich habe Stunden in Dinas Küche über Tee und Keksen verbracht, plaudernd und lachend über ihr bewegtes Leben und all die Zumutungen des Alltags. Aus den Eckdaten, die mir von ihr vor dem ersten Treffen bekannt waren, ist nach dem letzten Besuch das Koordinatensystem eines ganzen Lebens geworden. Mit all seinen verschachtelten Wegen, Höhen und Tiefen. Und auch die Sprache, die diese Karte erst flocht, hatte ihre ganz eigene Bedeutung. Deutsch hatte sie schon sehr lange nicht mehr gesprochen. Doch das Deutsch, das sie sprach, war ein wunderbar charmant in der Zeit stehen gebliebenes. Teilweise eingefroren in den Duktus der 1930er Jahre. Immer wieder streute sie Redewendungen und Sprichwörter in die Konversation, nicht immer passend und nur hin und wieder richtig, nur um lachend die Bedeutung des eben Gesagten ins Gedächtnis gerufen zu bekommen. Sprache ist wohl der Teil der Heimat, der einem nicht genommen werden kann. Manchmal waren es aber auch kleine, scheinbar beiläufige Momente, die ihre Bedeutung erst im Nachhinein entfalteten. Einmal schrieb ich ihren Nachnamen auf einer Grußkarte für sie falsch und erschrak ein wenig, mit welcher Vehemenz sie betonte, wie wichtig es sei, Namen richtig zu verwenden. Wer schon einmal davon bedroht war, den eigenen Namen an eine Nummer zu verlieren, der ist besonders sensibel, wenn dieser falsch verwendet wird.

Die Möglichkeit, mit Zeitzeugen arbeiten zu dürfen, war eine zentrale Motivation für mich, dieses Jahr mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste zu begehen. Das viel beschworene Ende der Zeitzeugen rückt näher. Alle jene, die ich besucht habe, sind dem Horror als Kinder entkommen. Ein umso größeres Privileg noch mit ihnen sprechen zu dürfen. Eine Erfahrung, die wohl keine moderne Technik kompensieren können. So überlagert, ungenau oder falsch auch die eine oder andere Erinnerung gewesen sein mag, die Art der Vermittlung wirkt wie ein Farblecks auf dem Schwarz-Weiß Bild der eigenen Vorstellung. Jede einzelne Begegnung ist eine Verpflichtung für das eigene Leben, den Adorn'schen Imperativ ernst zu nehmen: „Denken und Handeln so einzurichten, dass Auschwitz nicht sich wiederhole, nichts Ähnliches geschehe.“

Wie bei allen ASF-Freiwilligen in Israel hatte auch ich zwei Projekte. Während „Amcha“ die geballte Lebenserfahrung für mich bereit hielt, hatte ich es im „Gan“ mit noch sehr jungen Menschen zu tun. Der Kontrast hatte seinen Reiz. In dem beeindruckend ausgestatteten Kindergarten für Kinder mit Behinderung arbeitete ich in einer Gruppe mit vierjährigen Kindern. Jüdische und palästinensische Israelis. Alle noch im seligen Unwissen darüber, was das überhaupt bedeutet. Eine heile Welt, in der Löwe und Giraffe noch Seite an Seite durchs frisch errichtete Lego-Tor laufen. Oft aber nur, bis Almog sich entschloss, meinen architektonischen Avancen ein jähes Ende zu bereiten und sich quer über alles legte. Ein Alltag im „Gan“, ein Miteinander, das funktionierte. Bei den Kindern sowieso, aber auch zwischen den Mitarbeitenden mit unterschiedlichen Hintergründen. Wir sangen Geburtstagslieder auf Arabisch und Hebräisch. Manchmal auch auf Englisch oder Französisch. Diese Gesellschaft ist ein Mosaik und in diesem Kindergarten kamen viele Steine zusammen. Doch als sich gegen Ende meines Freiwilligenjahres eine Spirale in Gang setzte, Push-Nachricht für Push-Nachricht in Richtung einer sich dunkel abzeichnenden Eskalation, blieb auch dieses Idyll nicht verschont.

Es begann damit, dass im Juni 2014 drei junge Israelis aus einer Siedlung im Westjordanland gekidnappt wurden. Wobei es müßig ist, festzumachen, wann in diesem Konflikt etwas wirklich beginnt. Mehrere Wochen durchsuchte die israelische Armee Teile der Westbank. Am Abend unseres Abschluss-Sommerfestes, während die Stimmung ausgelassener nicht hätte sein können, huschte die Nachricht über den Fund ihrer Leichen über die Telefonie. Die Stimmung erstarb jäh, der Abend wurde abgebrochen, einige weinten. Es war ein Augenblick, in dem ich zum ersten Mal wirklich begriff, wie tief die Wunden sind, die der Terror schlägt. Wie umfassend er Narben hinterlässt und wie unbarmherzig er ältere immer wieder aufreißt. Einige Zeit später wurde ein palästinensischer Junge in Jerusalem von Israelis verbrannt. Auf eine weitere Militäroperation folgten Raketen der Hamas aus dem Gazastreifen, auf die Raketen folgten Luftschläge. Schließlich sah sich Israel in einen 50 Tage lang dauernden Krieg verwickelt. Der Eskalation dabei zuzusehen, wie sie immer höhere Stufen erreicht, löst ein Gefühl der Ohnmacht aus. Ein Strudel von Ereignissen, die so wenige Menschen beeinflussen, aber so viele betreffen.

Als ich eine Arbeitskollegin zu Beginn des Jahres nach dem Platz fragte, den der Konflikt mit den Palästinensern in ihrem Leben einnehme, beschrieb sie es mit einer dunklen Wolke, die über einem schwebt. Man nehme sie nicht immer wahr, aber sie sei da. In diesem Sommer war sie nicht zu übersehen. Bis dahin war es unser deutscher Pass, der uns bei Ausflügen durch die palästinensischen Gebiete im-

mer den Status des Beobachters garantiert hatte. Im Zweifel waren wir Touristen mit Heimflugticket. Inklusive Zugang zu allen Teilen des Landes zwischen Mittelmeer und Jordan; den sonst niemand hat, der dort tatsächlich wohnt. Und oft bekamen wir Dinge gar nicht mit. Wenn es beispielsweise zu teils heftigen Zusammenstößen in Bethlehem zwischen Soldaten und Palästinensern kam- von denen uns dort arbeitende Volontäre erzählten- die es aber nicht einmal in die israelischen Nachrichten schafften. Der erste Raketenalarm, das erste Heulen der Sirenen in Jerusalem zertrümmerte diesen Abstandhalter der Vermitteltheit. Der Rakete könnte nicht egal sein, wer du bist. Die Angst ist real, und man rennt zum sichersten Ort im Gebäude, meist ins Treppenhaus. Wartet auf den Knall und darauf, dass der Iron-Dome die Gefahr noch in der Luft unschädlich macht. Was er zum Glück auch fast immer tut, solange man nicht zu nah am Gazastreifen wohnt. Es ist nichts, woran man sich gewöhnen könnte. Nach dem fünften Raketenalarm beginnt sich eine Art Routine einzustellen, aber das erste Aufheulen der Sirene bleibt auch dann ein Schreck, der durch alle Glieder geht.

Auch die Kinder bekamen das mit. Alon erzählte mir einmal beim Frühstück, dass er sich verstecken musste, weil die Araber „Bum Bum“ gemacht hätten. Ein anderer, ansonsten sehr zurückhaltender Junge mit arabisch-israelischen Eltern, redete an einem Tag sehr aufgekratzt und unzusammenhängend vom Schießen und Kämpfen. Die Nachrichten auf einem wahrscheinlich permanent laufenden Fernseher im Wohnzimmer ließen die Bilder dieses Krieges auch in Kinderköpfe sickern. Und die Bilder, die das arabische Fernsehen zeigte, unterschieden sich fundamental von jenen im israelischen. Auch die Mitarbeiter sah man jetzt öfter in den Gruppen ihrer ethnischen Zugehörigkeit sitzen. Ein Krieg in einem so kleinen Land betrifft jeden. Manche haben Verwandte in Gaza, andere in den Städten Sderot und Ashkelon und fast alle haben Angehörige in der israelischen Armee. Eine Zeit der Polarisierung, die einen auch als Freiwilligen betrifft. Bei einer zaghaften Diskussion mit einer Kollegin über Sinn und Unsinn israelischer Güterlieferungen nach Gaza, während von dort Raketen fliegen, verdiente ich mir schnell einen „Leftist“-Stempel. Kein Kompliment in Israel und verdient mit Argumenten, mit denen ich mich in Deutschland niemals verdächtig gemacht hätte, allzu links zu denken.

Viele von uns erlebten es gleichzeitig als große Diskrepanz zwischen dem, was in Europa zum Teil geschrieben und gesagt wurde und dem, was wir vor Ort erlebten und durch lokale Medien erfuhren. Einige deutsche Zeitungen schienen die Lust an einer differenzierten Darstellung komplett verloren zu haben. Als wäre die simple Unterscheidung zwischen Aktion und Reaktion ein komplexes metaphysisches Konzept. Während sie ganz Ironie befreit titelten, dass Israel die Waffenruhe nach Raketenbeschuss der Hamas gebrochen habe, marschierte in Berlin und anderen großen Städten eine Querfront aus Isla-

misten, Rechtsradikalen und friedensbewegten Linken auf. Vereint gegen den jüdischen Staat. Die Zukunft der Deutsch-Israelischen Beziehungen wird auch immer daran gemessen werden, wie ernst es dieser Staat und diese Zivilgesellschaft meinen, mit dem Kampf gegen jede Form des Antisemitismus.

Zumindest die Gegenwart der Beziehungen habe ich vielfältig erlebt. 2015, das 50-jährige Jubiläum der Aufnahme diplomatischer Beziehungen, glich einer positiven Bestandsaufnahme. Neben allerlei großen Gesten und Kitsch wurde aber auch immer betont, wie unwahrscheinlich diese Freundschaft eigentlich sei. Für das heutige Selbstverständnis beider Gesellschaften spielt die Shoa eine bedeutende Rolle. Doch die Lehren, die jeweils aus Vernichtung und Krieg gezogen wurden, stehen sich in ihrer Konsequenz gegenüber: Nie wieder Krieg und nie wieder Opfer, das Verhältnis zur Nation und das Verhältnis zum Militär. Eine gesellschaftliche Prägung, die im Aufeinandertreffen Raum schafft für Missverständnisse, aber eben auch immer für Reflexion. Hinzu kommt eine Lebensrealität junger Menschen in beiden Ländern, die sich stark unterscheidet. Zwar sprechen wir alle die universelle Sprache einer globalisierten Popkultur, doch während ich Kinder zum Mittagsschlaf überredete, dienten fast alle gleichaltrigen Israelis in der Armee. Viele kämpften und einige fielen. Und noch etwas Entscheidendes trennt unsere Perspektiven. Ich hatte in manchen Gesprächen den Eindruck, die Zeit sei unterschiedlich schnell vergangen. Auch für Sühnezeichen-Freiwillige, die sich heute bewusst für das Engagement in diesem Feld der Erinnerung entschei-

den, sind 70 Jahre eine längere Zeit als für jungen Israelis. Deutschland wollte Geschichte bewältigen, unsere Großeltern nichts davon hören. Der Stellenwert im kollektiven wie individuellen Gedächtnis ist ein anderer, aller Aufarbeitung zum Trotz. Diese Schere im Zeitgefühl wird wohl noch weiter aufgehen, je länger der Holocaust zurück liegt. Eine potentielle Quelle für Verletzungen. Doch keine der aufgezählten Tendenzen verhindert in irgendeiner Weise, dass Freundschaften entstehen und unzählige Verbindungen geknüpft werden, jeden Tag. Begegnung ist keine Garantie, aber ein bewährtes Konzept für die Stabilität dieser besonderen Beziehungen. Aktion Sühnezeichen leistet hierfür seit Jahrzehnten wichtige Arbeit. Bereits seit 1961 engagiert ASF sich vor Ort, noch bevor überhaupt diplomatische Beziehungen zwischen beiden Staaten aufgenommen wurden. Als Freiwilliger profitiert man davon auf vielfältige Weise. Ein Freundeskreisnetzwerk und ein Tagungs- und Gästehaus sind dabei nur die offensichtlichsten Annehmlichkeiten. Besonders die Einbettung des eigenen Freiwilligendienstes in einen politisch-historischen Kontext ermöglicht eine kritische Auseinandersetzung mit all den Fragen, mit denen man im Laufe eines solchen Jahres konfrontiert wird. Jahr um Jahr werden damit ASF-Freiwillige an die Komplexität und Vielseitigkeit des Landes und der Region herangeführt. Genau das braucht es für die nächsten 50 Jahre dieser Beziehungen: Einen geschichtsbewussten Blick auf Israel, der sich nicht auf den Konflikt verengt. Es braucht Aufklärung über die moder-

nen Spielarten des Antisemitismus unter jungen Menschen in Deutschland; umso intensiver, je diverser unsere Gesellschaft wird. Und es braucht Widerstand überall dort, wo das völkische Geraune wieder beginnt. Ob auf der Straße oder neuerdings im Parlament. ■

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste entsendet jedes Jahr 180 Freiwillige in dreizehn Länder in Europa, den USA und Israel. Die Freiwilligen begleiten Shoa-Überlebende und Menschen in Not, engagieren sich in Gedenkstätten und in der politischen Arbeit gegen Rassismus und Antisemitismus. Weitere Infos unter www.asf-ev.de/de/friedensdienste/freiwilligendienst



Moritz Roßberg, geb. 1993, machte von September 2013 bis August 2014 einen Freiwilligendienst mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Jerusalem. Er begleitete Überlebende der Shoa und arbeitete in einem Kindergarten für Kinder mit körperlichen Behinderungen. Er lebt in Fürth und studiert Jura.

Peter Maffay Preisträger der Buber-Rosenzweig-Medaille 2018

Peter Maffay, mit bürgerlichem Namen Peter Alexander Makkay, wurde am 30. August 1949 im siebenbürgischen Kronstadt (Rumänien) als Sohn einer deutschen Mutter und eines ungarischen Vaters geboren. Im Jahr 1963 siedelte die Familie nach Deutschland über. Maffay besuchte zuerst die Realschule, später das Gymnasium.



Bereits als Siebenjähriger bekam er auf Wunsch seiner Mutter Geigenunterricht, mit 14 Jahren seine erste Gitarre. 1968 verließ Maffay die Schule, begann eine Lehre als Chemigraph, die er 1970 abbrach, als sein Titel „Du“ zum Millionen-Hit wurde und sich 30 Wochen in den Charts hielt. Die Entscheidung, sich beruflich ganz der Musik zu widmen, hat er nie bereut, zumal ihm der Erfolg recht gibt: Mit 18 Nummer-Eins-Alben ist Peter Maffay der erfolgreichste deutschsprachige Künstler.

Neben der Rockmusik entwickelte Peter Maffay das Musikmärchen „Tabaluga“. Weit über drei Millionen Menschen haben den kleinen grünen Drachen bereits live erlebt.

Peter Maffay belässt es jedoch nicht dabei, seine Vision von einer besseren Welt in Liedern zu besingen und auf der Bühne zu inszenieren: Die im Jahr 2000 gegründete und nach ihrem Vorsitzenden benannte „Peter Maffay Stiftung“ hat sich der Betreuung von traumatisierten, chronisch kran-

ken, sozial benachteiligten und vernachlässigten Kindern verschrieben. Zu diesem Zweck unterhält die Stiftung vier Kinderferienheime: in Deutschland, Spanien und in Rumänien. Jährlich erleben hier 1.200 Kinder eine Auszeit.

Schon früh war dem Musiker klar, dass er als Persönlichkeit des öffentlichen Lebens Verantwortung in gesellschaftspolitischen Fragen übernehmen möchte. Ob in den 80er Jahren in der Friedensbewegung und als einer der wenigen westdeutschen Musiker, die in der DDR auftraten und sich für die Einheit Deutschlands engagierten, ob im Umweltschutz, mit seiner klaren Positionierung gegen Fremdenfeindlichkeit und Extremismus jeglicher Richtung: Peter Maffay bezieht Position. Dafür und für sein soziales Engagement wurde er mit vielen nationalen und internationalen Auszeichnungen bedacht, unter anderem mit dem Bundesverdienstkreuz, dem Bayerischen Verdienstorden und dem nationalen Verdienstorden Rumäniens. ■